

Andreas Jacke

Sammelrezension: Medien und das Gespenstische

2016

<https://doi.org/10.17192/ep2016.2.4974>

Veröffentlichungsversion / published version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Jacke, Andreas: Sammelrezension: Medien und das Gespenstische. In: *MEDIENwissenschaft: Rezensionen | Reviews*, Jg. 33 (2016), Nr. 2. DOI: <https://doi.org/10.17192/ep2016.2.4974>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution 3.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/>

Sammelrezension: Medien und das Gespenstische

Lorenz Aggermann, Ralph Fischer, Eva Holling, Philipp Schulte, Gerald Siegmund (Hg.): Lernen, mit den Gespenstern zu leben: Das Gespenstische als Figur, Metapher und Wahrnehmungsdispositiv

Berlin: Neofelis 2015, 378 S., ISBN 9783943414479, EUR 28,-

Carolin Meister, Laurence A. Rickels (Hg.): Ghostarbeiter: Über technische und okkulte Medien

Berlin: Kulturverlag Kadmos 2014 (Kaleidogramme, Bd.118), 188 S., ISBN 9783865992420, EUR 19,90

Die Hantologie (Geisterkunde) hat in den Medienwissenschaften Konjunktur seitdem Jacques Derrida diese Ebene eingeführt hat (vgl. *Marx'* „*Gespenster*“: *Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale*. Frankfurt: Fischer, 1996). Von Derridas Denken inspirierte Klassiker wie beispielsweise

Friedrich Kittlers *Grammophon/Film/Typewriter* (Berlin: Brinkmann & Bose, 1986) haben diesen Fachbereich in Deutschland letztendlich begründet. Die Aufsatzsammlungen *Lernen, mit den Gespenstern zu leben* und *Ghostarbeiter* wissen um dieses Erbe. Beide sind aus Tagungen hervorgegangen,

die in Karlsruhe (2012) und Frankfurt (2013) gehalten wurden.

Lernen mit den Gespenstern zu leben weist eine sehr persönliche Beratungsebene mit lebensphilosophischen Inhalten auf. Diese Ebene bewegt sich stilistisch durchaus im Fahrwasser von Derrida. So erklärt Christian Sternrad in seinem Aufsatz „Die Zeit ist aus den Fugen“ nicht nur in einer brillanten Weise die Zeitauffassungen von Edmund Husserl, Martin Heidegger, Emmanuel Lévinas und Derrida, sondern stellt auch eigene Überlegungen zum Umgang mit den Toten an (vgl. S.66ff.), die Derridas Ansatz weiterdenken. Sternrad resümiert, dass die Gespenster weit weniger nur aus der Vergangenheit, sondern auch aus der Zukunft auf uns zukommen (vgl. S.69). Dieser Gedanke wird noch häufiger von anderen Autor_innen aufgegriffen. Erika Thomalla erläutert in ihrem Text „Botschaften aus dem Geisterreich“ aus einer von Michel Foucault stammenden Perspektive, wie sich die Betrachtungen über die Gespenster im 18. Jahrhundert in den umfassenderen Diskurs eingefügt haben. Paradoxaerweise stärkt die Aufklärung gerade ernsthafte Erklärungen über die Existenz von Gespenstern und macht so die Grenzen des Wahrnehmbaren deutlich (vgl. S.43). Stefan Apostolos-Hölscher kritisiert in „Derridas Gespenster“ Derridas Ansatz und wirft ihm mit Foucault vor, dass er rein intertextuelle Analysen betrieben habe, die keinen Einfluss und Bezug auf politische Kräfteverhältnisse genommen hätten (vgl. S.58). Wie er selbst feststellt, hätte Derrida ihm widersprochen, beispielsweise mit dem Argument, dass die

Dekonstruktion „von ihrem Prinzip her nicht theoretisch sein kann“ (Derrida, Jacques: *Auslassungspunkte*. Wien: Passagen, 1998, S.38).

Katharina Rein führt direkt den von Kittler entworfenen Mediendiskurs über Bram Stalkers *Dracula* (1897) weiter und ergänzt ihn mit einem relativ unbekanntem Vorgänger, Jules Vernes *Das Karpathenschloß* (1893). Allein schon ihre Bezugnahme auf den von Michel Chion geprägten Begriff der Akusmatik (vgl. S.321) zeigt exzellente Sachkenntnisse und tiefe Einblicke in die Arbeit Kittlers. Er war fasziniert von der Idee einer gespenstischen Stimme oder eines gespenstischen Tons, dem kein äußerer Ort mehr zugewiesen werden kann und der folglich in einer schizoiden Form in das Innenleben des Subjekts eindringt. Chion entwickelte den Akusmatik-Begriff unter anderem anhand der Mutterfigur in *Psycho* (1960) und dem Computer HAL in *2001: A Space Odyssey* (1968), also zwei geisterhaften und omnipotenten Filmfiguren, die einen paranoid-schizoiden Thrill erzeugen. Eva Krivanec geht in ihrem Aufsatz „Dislozierte Rede“ ebenfalls auf Chions Begriff ein (vgl. S.332), wenn sie beschreibt, wie unheimlich die Bauchrednerkunst war, wenn der Stimme kein Subjekt zugeordnet werden konnte. Die weitere Entwicklung der Bauchrednerkunst bestand darin, zunächst mehreren Automaten und schließlich einer einzigen Puppe die Stimme zuzuordnen. Urszene dieser Nicht-Ortung ist für Krivanec die Situation des Fötus im Mutterleib, für den die Stimme von überall herkommen kann (vgl. S.333). Tatsächlich könne diese Irritation als Illusion später

nur genossen werden, wenn die Rezipierenden wissen, wo die Stimme tatsächlich herkommt (vgl. S.335).

Petra Löffler verwendet in ihrem Aufsatz „Geister der Stadt“ den Begriff der Akusmatik ganz anders (vgl. S.177). Denn hier wird er für einen traumatischen Kontext herangezogen. Manifest wird jener beispielsweise in den Filmen von Christian Petzold, die oft von verpassten Möglichkeiten handeln. An die Stelle realer Begegnungen rücken die Gespensterhaften. Löffler versucht, die Inszenierung von filmischen Zwischenräumen oder Leerräumen – Orte wie Flughäfen oder Autobahnen, die gleichzeitig Nicht-Orte sind (vgl. S.176) – zu beschreiben, in denen die Gespenster besonders gut auftauchen können. In Löfflers Analyse werden medientheoretische Überlegungen mit Filminhalten und Erklärungen des Regisseurs zusammengebracht – so gelingt ihr eine sehr überzeugende Interpretation.

Bei allen Texten in *Lernen, mit den Gespenstern zu leben* sind der hohe Grad an Verständlichkeit, die Demonstration der Ideen an eingängigen Beispielen und der angenehme Schreibstil besonders positiv zu bewerten. Alle Autor_innen bemühen sich darum, ihre Leser_innen zu erreichen und verwenden überzeugende Inhalte, die alle das Thema der Hantologie in fünf verschiedenen Sektionen (Philosophie, Geschichte, Orte, Theater, Medien) detailliert veranschaulichen und diskutieren.

Demgegenüber liest sich die Studie *Ghostarbeiter* vielmehr wie ein Sammelurium disparater Aufsätze, die den Begriff der Geister viel weiter fassen und zuweilen gar nicht mehr viel mit einer

Gespensterkunde in Bezug auf Medien gemein haben, obwohl Laurence A. Rickels in der Einleitung ebenfalls Derrida (vgl. S.12) und auch Kittler (vgl. S.10 und S.12) explizit erwähnt. Das Buch ist aber weniger eine Geisterstudie als eine Gedenkschrift in Bezug auf die Thesen von Klaus Theweleit, dessen 70. Geburtstag auch der Anlass für die Tagung in Karlsruhe war.

Anhand einer Analyse von Theweleits Aufsatz „Götter, Menschenfrauen, Landnahmen“ lässt sich der Tenor dieses Buches bestimmen. Hier tauchen die Gespenster nur am Rande in Form eines dritten Körpers auf. Der Autor bezieht sich dabei, so Rickels in der Einleitung, auf eine Fallstudie des Psychoanalytikers Donald Winnicott: Bei der Therapie eines schizophrenen Patienten erkennt Winnicott „die Wahrnehmung einer medialen Füllung des Raums“ (S.10) zwischen Analytiker und Patienten an. Diese mediale Füllung – als ein Gespenst des Patienten, ein dritter Körper, den der Analytiker anerkennt – wird als der verstorbene Vater gedeutet, der den Patienten einst gehalten und umsorgt hatte. Einmal mehr wird also der Mediendiskurs mit dem von Gilles Deleuze und Félix Guattari herangezogenen Phänomen der Schizophrenie verbunden (vgl. *Anti-Oedipus: Capitalism and Schizophrenia*. Minneapolis: University of Minnesota Press, 1983). Es ist wichtig, Derridas Erläuterungen zur Anrufung von Hamlet durch den Geist seines verstorbenen Vaters mit diesem Ansatz zu vergleichen, in dem der Vater ebenfalls als ein geisterhaftes Medium auftritt. Trotz der erheblichen Affinität dieser Ansätze zueinander, unter-

scheiden sie sich in einem wesentlichen Punkt: Derridas Denken impliziert die ödipale Ebene (Hamlet soll den ermordeten Vater rächen und kann es nicht, weil er selbst auch sein Rivale, also ein potenzieller Vatermörder ist) und eine Trauerarbeit (der Sohn leidet unter dem Tod des Vaters), dem gegenüber steht eine psychotische Perspektive, die weder das Fehlen des Vaters (an)erkennt und sich dann nach Theweleit vor allem in Form von Musik zeigt. Rickels ergänzt: „Der Hang zur Wiederkehr, zur Wiederholung oder sogar Wiederbelebung in der musikalischen Erfahrung könnte zum Beispiel mit dem Analytiker Theodor Reik als die am leichtesten zugängliche Form der Heimsuchung gefasst werden“ (S.11). Wiederbelebung ist also eine andere Denkfigur als die des Gespenstes bei Derrida, das immer zwischen Sein und Nichtsein verortet bleibt. Theweleit hingegen will den dritten Körper als „Belebungsbeitrag“ (S.60) des Rezipierenden innerhalb seiner Kunstbetrachtung verstanden wissen.

Durch den dritten Körper könne die Gewalt spürbar werden, die einstige traumatische Szenen ausgemacht habe, und die nun durch den ästhetischen Schein verkleidet sei, aber stets das ‚richtige‘ Kunstwerk ausmachen würde. Im Auge hat Theweleit von Renaissancemalern geschaffene Szenen aus der griechischen Mythologie. Was hier als harmloses Liebespiel verniedlicht abgebildet werde, basiere auf Vergewaltigungen (Mythologie) und grausamen, kriegerischen Landnahmen (Realität). Er erklärt, dass die häufig dargestellten sexuellen Übergriffe der griechischen Götter ihre Entsprechungen in den geopolitischen und

kriegerischen Expansionen der Griechen hatten. Und Theweleit findet für diese frühen Formen der Kolonialisierung und ihrer mythologischen Verklärung unzählige Beispiele. Sogar noch Adolf Hitler habe sich von diesem Gedankengut leiten lassen, als er sich das Bild *Leda mit dem Schwan* von Paul Padua gekauft habe, auf dem der Gott Zeus die Menschenfrau Leda „besteigt“ (S.58f.). Theweleit repetiert so das von Kittler und Paul Virilio gestiftete medientheoretische Credo vom engen Zusammenhang zwischen Krieg und Medien, ohne allerdings das männliche Pathos, welches sich oft damit verbindet, zu teilen.

Im Vergleich zu den gut verständlichen Darstellungen in *Lernen, mit den Gespenstern zu leben* sind aber alle Aufsätze in *Ghostarbeiter* viel dichter und komplexer geschrieben. Hinter jedem befindet sich ein umfassendes Wissen, welches hier zum Tragen kommt. Sie behandeln die Hantologie auch oft nur als Randthema und führen sie gern auf den Körper zurück. So erklärt Rainer Metzger in „Interstellar Overdrive“, nachdem er Jacques Lacans Spiegelstadium für die Erklärung von Identität herangezogen hat (vgl. S.118f.), dass es eine körperliche Erfahrung der Anrufung sei, durch die jeder Popstar zum Medium werde (vgl. S.120f.). Als umfassende Einführung in die Hantologie ist *Lernen, mit den Gespenstern zu leben* einfach die bessere Wahl. Im Vergleich dazu bietet *Ghostarbeiter* ein kurioses und komplexeres Fachwissen, das jedoch mehr von einzelnen Themen herrührt und auch so gelesen werden sollte.

Andreas Jacke (Berlin)